

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



# Fischer TaschenBibliothek

Alle Titel im Taschenformat finden Sie unter:  
**[www.fischer-taschenbibliothek.de](http://www.fischer-taschenbibliothek.de)**

Während seines Jurastudiums verliebt sich Oliver in seine freche Kommilitonin Jenny. Er stammt aus reichem Elternhaus, sie ist die Tochter armer italienischer Einwanderer. Sein Vater ist strikt gegen die Verbindung, aber Oliver lässt sich lieber enterben, als auf seine Jenny zu verzichten. Nach der Hochzeit scheint das junge Glück perfekt. Doch da schlägt das Schicksal erbarmungslos zu ...

*Erich Segal*, Jahrgang 1937, wurde in Brooklyn geboren und studierte klassische Sprachen und Literatur in Harvard, wo er später als Professor lehrte. Sein berühmter erster Roman »Love Story«, erschien 1970 und wurde sehr erfolgreich verfilmt. Neben zahlreichen weiteren Romanen veröffentlichte Segal auch wissenschaftliche Werke und Drehbücher. Er verstarb 2010 in London.

*Weitere Informationen finden Sie auf [www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de)*

**ERICH SEGAL**

# LOVE STORY

**ROMAN**

Aus dem Englischen  
von Isabella Nadolny

FISCHER TaschenBibliothek

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: [www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch  
Frankfurt am Main, Juni 2020

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»Love Story« bei Harper and Row, New York  
© 1970 by Erich Segal

Für die deutschsprachige Ausgabe:  
© 2004 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,  
D-60596 Frankfurt am Main

Alle deutschsprachigen Rechte beim Scherz Verlag,  
einem Unternehmen der S. Fischer Verlag GmbH,  
Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Andrea Janas  
Umschlagabbildung: Cover der Originalausgabe  
von HarperCollinsPublishers, USA  
Satz: pagina GmbH, Tübingen  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-596-52000-8

Was kann man sagen über ein Mädchen von fünf- undzwanzig Jahren, das gestorben ist?

Daß sie schön war. Und hochbegabt. Daß sie Mozart und Bach liebte. Und die Beatles. Und mich. Als sie wieder mal mich und alle Musiker-Typen in einen Topf warf, fragte ich sie, in welcher Reihenfolge sie uns liebte, und sie antwortete lächelnd: »In alphabetischer.« Damals lächelte ich auch. Aber jetzt sitze ich da und überlege, ob sie mich unter meinem Vornamen eingereiht hat – in welchem Fall ich hinter Mozart käme – oder unter meinem Nachnamen, dann müßte ich mich zwischen Bach und Beatles klemmen. In beiden Fällen komme ich nicht an erster Stelle, worüber ich mir aus irgendeinem blöden Grunde ein Loch in den Bauch ärgere, da ich mit der Vorstellung großgeworden bin, ich müßte überall die Nummer eins sein. Das liegt bei uns in der Familie, wissen Sie.

Im Herbst vor meinem Examen hatte ich mir angewöhnt, in der Bibliothek von Radcliffe College zu

arbeiten. Nicht bloß, um mir all die Puppen dort anzusehen, obschon ich zugebe, ich schaute ganz gern hin. Dort war es ruhig, keiner kannte mich, und die Bücher aus der Präsenzbibliothek wurden nicht so viel verlangt. Am Tag vor einem meiner Geschichtsexamen war ich noch immer nicht dazu gekommen, das erste Buch von meiner Liste durchzulesen, ein typisches Leiden an der Harvard-Universität. Ich schlenderte zum Bestelltisch, um mir einen von den Wälzern zu holen, mit Hilfe deren ich morgen wohl mit Ach und Krach noch durchrutschen würde. Dort arbeiteten zwei Mädchen. Eine große, von der Sorte, die mit jedem sofort Tennis spielen will, und die andere Typ Brillenschlange. Ich entschied mich für die Brillenschlange.

»Haben Sie vielleicht den *Herbst des Mittelalters*?«  
Sie warf mir von unten her einen Blick zu.

»Habt ihr nicht eure eigene Bibliothek?« fragte sie.

»Hören Sie, Harvard darf die Bibliothek von Radcliffe mitbenutzen!«

»Ich spreche nicht über die Rechtslage, Sie Preppie, Sie Internatspinkel, sondern über die moralische! Ihr Kerle habt fünf Millionen Bände, und wir haben armselige paar tausend!«

Ach du liebes Christkindchen! Der Typ höheres Wesen! Von der Sorte, die meint, weil das Verhältnis Radcliffe-Harvard fünf zu eins ist, müßten die Mädchen fünfmal so gescheit sein! Normalerweise laß

ich solche Typen ja am gestreckten Arm verhungern, aber im Moment brauchte ich das verdammte Buch sehr dringend.

»Hören Sie, ich brauche das verdammte Buch!«

»Hier wird nicht geflucht, Preppie!«

»Wie kommen Sie auf die Idee, daß ich im Internat war?«

»Sie sehen so aus, als seien Sie reich, aber dämlich«, sagte sie und nahm die Brille ab.

Ich widersprach. »Da irren Sie sich. In Wirklichkeit bin ich gescheit und arm!«

»Oh, nein, Preppie! Gescheit und arm bin *ich!*«

Sie sah mir direkt ins Gesicht. Ihre Augen waren braun. Na, meinetwegen, vielleicht seh ich so aus, als sei ich reich, aber ich laß mir von keiner dieser Radcliffe-Schnepfen – auch nicht von einer mit hübschen Augen – sagen, daß ich dämlich bin.

»Woran merkt man denn, zum Teufel, daß Sie so gescheit sind?« fragte ich.

»Mit Ihnen würde ich nicht mal eine Tasse Kaffee trinken gehen«, antwortete sie.

»Ich würde Sie auch gar nicht dazu einladen.«

»Eben deshalb«, antwortete sie, »sind Sie ja so dumm.«

Ich muß erklären, wieso ich sie dann doch zum Kaffee eingeladen habe. Durch listiges Kapitulieren im entscheidenden Augenblick – das heißt, ich tat so, als



ob ich es plötzlich wollte – bekam ich mein Buch. Und weil sie nicht weggehen konnte, bevor die Bibliothek zumachte, hatte ich massenhaft Zeit, um mir ein paar markige Sätze darüber einzuverleiben, daß sich im 11. Jahrhundert die Abhängigkeit des Königtums vom Kleriker zum Rechtsgelehrten verschoben hatte. Ich bestand die Prüfung mit A minus, zufällig der gleichen Zensur, die ich Jennys Beinen gab, als sie zum erstenmal hinter dem Auslehtisch hervorkam. Ich kann jedoch nicht behaupten, daß ich auch ihrer Aufmachung eine Auszeichnung verliehen hätte, sie war für meinen Geschmack zu salopp. Besonders widerwärtig fand ich dieses indianische Dingsda, das sie als Handtasche trug. Zum Glück sagte ich nichts darüber, ich bekam nämlich später heraus, daß sie es selber entworfen hatte.

Wir gingen in die Snackbar »Liliput«, eine Sandwich-Kneipe in der Nähe, in die trotz ihres Namens auch Menschen von normalem Wuchs gehen können. Ich bestellte zwei Kaffee und einen Schokoladekuchen mit Vanilleeis (für sie).

»Ich heiße Jennifer Cavillieri«, sagte sie, »und meine Ahnen stammen aus Italien.«

Als ob ich das nicht gemerkt hätte. »Und ich studiere Musik«, setzte sie hinzu.

»Ich heiße Oliver«, sagte ich.

»Vorne oder hinten?« fragte sie.

»Vorne«, sagte ich und gestand dann, daß mein

voller Name Oliver Barrett lautete (ich meine, das war der wichtigste Teil davon).

»Oh«, sagte sie, »Barrett, so wie die Dichterin?«

»Ja«, sagte ich. »Aber nicht verwandt.«

Während der nun folgenden Pause sprach ich innerlich ein Dankgebet, daß sie nicht die übliche peinliche Frage gestellt hat: »Barrett? Wie das Barrett-Auditorium?« Es ist meine höchst private Crux, daß ich mit dem Kerl verwandt bin, der das Barrett-Auditorium gestiftet hat, das größte und häßlichste Gebäude der ganzen Universität, ein Kolossaldenkmal für den Reichtum, die Eitelkeit und den übertriebenen Harvard-Fimmel meiner Familie.

Danach war sie ziemlich still. War uns so schnell schon der Gesprächsstoff ausgegangen? Hatte ich sie damit vor den Kopf gestoßen, daß ich nicht mit der Dichterin verwandt bin? Was war es? Sie saß einfach da und sah mich mit halbem Lächeln an. Um etwas zu tun zu haben, besah ich mir ihr Studienbuch. Ihre Handschrift war ulkig – kleine, gestochene Buchstaben und keine großen Anfangsbuchstaben dabei. Ja, wer glaubte sie denn zu sein: stefan george? Und sie hatte einige recht anspruchsvolle Kurse belegt: Vergleichende Literaturgeschichte 105, Musik 150, Musik 201 –

»Musik 201? Ist das nicht ein Seminar für Fortgeschrittene?«

Sie nickte und schaffte es nicht ganz, ihren Stolz zu verbergen.

»Polyphonie der Renaissance.«

»Und was ist Polyphonie?«

»Nichts, was mit Sex zu tun hat, Internatler.«

Warum ließ ich mir das gefallen? Las sie denn nicht den *Crimson*? Wußte sie denn nicht, wer ich war?

»He, wissen Sie denn nicht, wer ich bin?«

»Aber ja doch«, sagte sie ziemlich geringschätzig, »Sie sind der Knilch, dem das Barrett-Auditorium gehört.«

Sie wußte also nicht, wer ich war.

»Das Barrett-Auditorium *gehört* mir nicht«, wortklaubte ich. »Mein Urgroßvater hat es Harvard zufällig geschenkt.«

»Damit sein Urenkel bestimmt reinkommt, was?«

Das war denn doch der Gipfel.

»Jenny, wenn Sie so überzeugt sind, daß ich eine Flasche bin, warum haben Sie mich dann so getriezt, bis ich Sie zum Kaffee eingeladen habe?«

Sie sah mir freimütig ins Gesicht und lächelte. »Dein Körper gefällt mir«, sagte sie.

Zum Gewinnen gehört, daß man gut zu verlieren versteht. Das hat mit paradox gar nichts zu tun. Es ist typisch Harvard, daß man dort jede Niederlage in einen Sieg verdreht.

»Das war ja Pech, Barrett. Sie haben jedenfalls phantastisch gespielt!«

*»Also ich bin richtig froh, daß ihr Jungens es geschafft habt. Ich finde, ihr hattet es so nötig, mal zu gewinnen.«*

Natürlich ist ein totaler Sieg besser. Ich meine, wenn man die Wahl hat, dann ist das Tor in letzter Minute vorzuziehen. Und als ich Jenny in ihr Wohnheim zurückbegleitete, hatte ich die Hoffnung keineswegs aufgegeben, doch noch einen Sieg über diese rotznäsige Radcliffe-Zicke davonzutragen.

»Hör mal, du Radcliffe-Zicke, am Freitag abend ist Eishockey gegen Dartmouth.«

»Na und?«

»Und ich möchte, daß du dort hinkommst.«

Sie reagierte mit der in Radcliffe üblichen Ehrfurcht vor allem Sportlichen:

»Warum zum Kuckuck soll ich zu so einem blöden Eishockey fahren?«

Ich antwortete beiläufig: »Weil ich mitspiele.«

Es entstand eine kurze Pause. Mir war, als hörte ich Schneeflocken rieseln.

»Auf welcher Seite?« fragte sie.